



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus dem Missionsleben in Keilands.

Hier nun zwischen Himmel und Wasser auf den Boden hingestreckt, versprach ich hoch und teuer: „Nie und nimmer mehr will ich in meinem Leben auf's Wasser gehen.“ Es war dies ein eiserner Vorsatz, doch kein Gelübde.

Wie ging es mir nun aber mit diesem „eisernen“ unüberbrücklichen Vorsatz? Schmählicher hat vielleicht noch niemand sich selbst betrogen, als ich in diesem Falle. Daß es so kommen würde, ahnte ich damals allerdings nicht; wurde ich doch im nämlichen Jahre meiner Pilgerfahrt nach Jerusalem Trappist, als welcher ich außer den bekannten drei Gelübden auch noch das der „Stabilität“ ablegte. Nichts war jetzt wahrscheinlicher, als daß ich zeitlebens nicht mehr über die Klostermauern hinauskommen werde. Fünf Jahre später jedoch befand ich mich schon wieder auf dem asiatischen Meere auf dem Wege von Triest nach Ancona. Wichtige Ordensangelegenheiten trieben mich nach Rom, und weil die Sache dringend war, und mir nur wenig Mittel zur Gebote standen, wählte ich den kürzesten und wohlfeilsten Weg, nämlich den zu Wasser. Ich wurde dabei wieder seefrank. Nur mit Mühe konnte ich in Ancona am Weihnachtsmorgen zwei hl. Messen lesen. Der Vorsatz, nicht mehr auf's Wasser zu gehen, wurde wieder heilig erneuert.

Diesmal hatte es den Anschein, als ob die Landroute wirklich zu Hause bleiben sollte. Denn von meinem neuen Kloster Mariastern in Bosnien aus brauchte ich nur einmal jedes Jahr nach Frankreich zum Generalkapitel zu reisen; alle anderen Winkelszüge erstreckten sich auf Deutschland und Oesterreich-Ungarn, wo ich überall festen Boden unter den Füßen hatte.

Nur einmal zwang mich die Not, eine Bettelreise von Holland nach London hinüber zu machen; aber auch dieser Kagenispung machte mich schon krank, und zwang mich öfter's auszurufen: „Mirabiles elationes maris, wunderbar sind die Erhebungen des Meeres!“ In einem Vorsatz kam es aber damals nicht, einfach wegen Mangel an Zeit. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Missionsleben in Keilands.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. M. M.

(Fortsetzung.)

Wir haben in unseren Missionsberichten schon mehrmals den Ober-Chief Siyabalala erwähnt, der vom Anfange an unserer Schule in Zigudu entgegen war und bisher schon manche Schwierigkeit beseitigt hat. Zeitweilig hatte es wohl den Anschein, als sei er uns etwas günstiger gesinnt, allein kurz darauf zeigte er sich wieder in seinem wahren Lichte. Nun so etwas muß man eben in dem Missionsleben auch mit in den Kauf nehmen, schließlich lenkt die göttliche Vorsehung doch alles zum Besten.

Dieser Siyabalala nun hat zwei Brüder, von denen jeder ebenfalls Chief ist; der eine, Mboniso mit Namen, ist Chief in Camama, der andere, Sipango, in Sabalela. Beide Plätze sind etwa 7 englische Meilen von Zigudu entfernt, doch liegen sie in entgegengesetzter Richtung. Rev. P. Apel, S. J., hatte uns wiederholt auf das Gebiet des Chiefs Mboniso in Camama aufmerksam gemacht. Es sei ein ungemein schönes Missionsfeld, versicherte er uns, doch müsse man nach seinem Dabeihalten, falls man daselbst etwas ausrichten wolle, vor allem den dortigen Store (Kaufladen), der aber sicher seine 1000 Pstrl. (20 000 Mark) koste, ankaufen.

Nun kam am Gründonnerstag letzten Jahres Chief

Mboniso persönlich zu uns nach Keilands und ersuchte uns offiziell, bei ihm eine Schule zu eröffnen. Von den Protestanten wolle er nichts wissen, die seien zu sehr auf den eigenen materiellen Vorteil bedacht, dagegen habe er gar viel von den erstaunlichen Fortschritten der Schule in Zigudu gehört und von dem Vertrauen, das die ama-Noma daselbst beim Volk besäßen; kurz, er wolle von uns eine Schule haben; den Platz könnten wir nach freiem Belieben selbst auswählen, auch wolle er uns für den Anfang einen großen Kraal als Schule errichten lassen.

Im Auftrag unseres Hochw. P. Rektors begab ich mich nun am Pfingstdienstag in Begleitung unseres schwarzen Katecheten nach Camama, um den Platz in Augenschein zu nehmen. Die Gegend ist ein niedriges rings von Bergen umschlossenes Hüggelland, die Zahl der Bevölkerung aber wenigstens ebenso dicht wie in Zigudu. Ein mäßig hoher Hügel, der sich mitten in der Landschaft erhebt und von dem rechts und links eine Quelle herunterrieselt, erschien uns für die geplante Schule als der geeignetste Platz. An Schulkindern stellte uns der Chief wenigstens 100 in Aussicht.

Eine Woche später begab ich mich nach Sabalela, dessen Chief ebenfalls eine Schule von uns wünscht. Der Weg dorthin war teilweise sehr beschwerlich. Auf der Höhe angekommen, hatten wir jedoch ein wunderschönes Panorama vor uns, wie ich noch selten ein gesehen habe. Soweit das Auge nur reicht, breitet sich vor uns eine ungeheuere Ebene aus, die mit Kraalsfeldern und Weideplätzen förmlich besät war. Auch die protestantischen Missionsstationen St. Marks und St. Andreas konnte man gut unterscheiden. Im Hintergrunde dieser Ebene erhoben sich die hohen, blauen Berge von Camata und Queenstown mit ihren mannigfachen Spizen und Kuppen. Unter uns aber schlängelte sich in großen Bogen und Windungen, einem glänzenden Silberbande gleich, der weiße Kei-River und der etwas kleinere Sabalelafluß, was den Reiz der herrlichen Landschaft noch bedeutend erhöhte.

Als mir Peter Saliva hier, auf der stolzen Bergeshöhe, versicherte, das sei der Platz, wo wir eine Schule haben könnten, mußte ich zwar gestehen, die Gegend sei außerordentlich schön, doch fügte ich unwillkürlich die Frage bei: „Wo sollen aber da die Schulkinder herkommen?“ Ich sehe ja keinen Kraal in der Nähe.“ Tatsächlich konnten wir, den Kraal des Chief Sipango und noch ein paar andere abgerechnet, keine Wohnungen in der Nähe erblicken. Doch Peter Saliva tröstete mich mit der Versicherung, wir würden noch Kraale genug finden, wir könnten sie von hier aus bloß nicht sehen. So war es auch; sobald wir weiter herunterstiegen, kamen sie massenhaft zum Vorschein.

Bei der Rückkehr wählten wir einen anderen Pfad. Die Kinder, die wir da fanden, waren noch so unwissend, daß sie nicht einmal die Begriffe: Schule, Buch, Lesen, Schreiben, Beten usw. kannten. Sie hatten nie davon gehört. Chief Sipango war leider nicht anwesend; wir waren auch ganz unerwartet gekommen.

Daß uns die protestantischen Missionare von St. Marks und der Umgegend, die sich schon vor vielen Jahren dort niedergelassen haben, nicht gerne sehen und alles versuchen, die Leute von uns abwendig zu machen, wundert uns gar nicht. Von ihrem Standpunkt aus betrachtet, erscheint uns dies ganz natürlich, und wir sind's zufrieden, solange nur ihre Kampfmittel ehrliche bleiben.

Uebrigens gibt es auch protestantische Missionen, von denen wir Katholiken noch manches lernen könnten. So befindet sich z. B. nicht sehr weit von Keilands entfernt eine Mission der Presbyterianer. Sitz hat sich weit ausgebreitet und besitzt schöne Schulen: in einer derselben werden auch einheimische Lehrer beiderlei Geschlechtes ausgebildet. Mit dem Vorstand dieser Mission, Mr. Steward, einem höchst lebenswürdigen, anspruchslosen Mann, von feiner Bildung, machte ich schon Bekanntschaft, als ich das erste Mal von East London nach Dohne reiste. Gelegentlich der Visitation einer seiner Außenstationen, die ebenfalls in der Nähe des Great-Kei-River liegt, machte er uns in Keilands einen Besuch, „um,“ wie er uns kurz zuvor in einem Briefe gemeldet hatte, „nicht seine Neugierde zu befriedigen, sondern einmal einen Abend in einer re-

unterrichtet und geben sie ihren Willen kund, sich taufen zu lassen, dann lassen wir sie zum hl. Taufsakramente zu.“

Im Laufe des Gesprächs kamen wir auch auf die Verschiedenheit der kath. u. protest. Glaubenswahrheiten zu sprechen. Ich erwähnte die Tradition oder Erblehre, die Zahl der hl. Sakramente, die Beichte, letzte Delung, die Priesterweihe, die Verehrung der allerseeligsten Jungfrau usw., und fand, daß er seiner inneren Ueberzeugung nach in all diesen Punkten dem katholischen Glauben schon ziemlich nahe war. Dieser Mann war überhaupt durch und durch fromm. Er versicherte mir, daß er, wenn er so seines Weges gehe, meistens innerlich betrachte und bete. Auch der Gewissensforschung widme er jeden Tag eine bestimmte Zeit; alljährlich hätten sie gemeinschaftlich geistliche



Frühstück der Schulkinder im Freien.

ligiösen Gemeinde zuzubringen.“

P. Rektor war gerade abwesend, und so fiel mir die Rolle des Gastwirthes zu. Ich kann nur sagen, daß ich mich an dem Benehmen dieses Herrn im höchsten Grade erbauete. Es fiel mir auf, daß er, der zu Hause Pferde und Wagen hat, den weiten, schlechten Weg zu Fuß machte. Ich wagte ihn nach dem Grunde dieser Handlungsweise zu fragen, und da nannte er mir in aller Anfrichtigkeit ein Motiv, wie ein schöneres und edleres auch das Herz eines katholischen Ordensmannes nicht befehlen kann. Mehrmals fand ich ihn auch, wenn er sich unbemerkt glaubte, vor einem Stuhle knieend und sah mit Staunen, wie er mit einer Andacht und Sammlung betete, die uns allen zum Vorbild dienen konnte.

Auch seine Grundsätze bei Befehrung des schwarzen Volkes gefielen mir sehr gut. „Wir wollen keine Namendriften,“ sagte er, „sondern diejenigen, die sich zur Taufe vorbereiten, werden drei Jahre lang im Glauben, in den Geboten und den Heilmitteln unterrichtet. Sind sie nach Ablauf dieser Frist gründlich

Uebungen, wobei sie sich von allem weltlichen Verleber zurückzögen. Er fragte mich, ob wir diesen Gebrauch und das Wort „Retraite“ auch kannten. Desgleichen hatte er ein lateinisches Gebetbuch bei sich, das ihm, wie er sagte, so lieb sei, daß er sich gar nicht davon trennen könne. Als ich es ansah, fand ich darin viele katholische Hymnen, auch einige von unserm hl. Vater Bernard.

Als er am anderen Tag Keilands verließ und ich ihm dabei eine Strecke weit das Geleite gab, lud er uns dringendst ein, ihn doch auch einmal zu besuchen: wir würden bei ihm mit derselben liebevollen Gastfreundschaft aufgenommen werden, an der er sich bei uns so sehr erbaut habe. Müßte eines aus uns den weiten Weg zur Bahnstation Dohne machen, oder kämen wir sonstwie in Verlegenheit, so möchten wir uns nur an ihn wenden, er würde uns mit seinen Pferden und Wagen gerne aushelfen. Kurz, wir schieden als die besten Freunde, und ich habe auch später gehört, daß er sich überall in sehr günstiger Weise über unsere Mission in Keilands ausgesprochen habe.

So dachte und handelte gegen uns ein Protestant; und sicherlich steht er mit dieser seiner edlen Gesinnung nicht allein da. Viele andere würden ähnlich denken und handeln, sobald sie Gelegenheit fänden, uns näher kennen zu lernen. Beruht doch ein großer Teil der Differenzen zwischen Katholiken und Protestanten auf alten, leeren Vorurteilen.

Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph Diegner, O. M. M.

(Fortsetzung.)

Emaus, 4. Januar 1909. — Tod eines alten Großmütterchens von 95 Jahren.

Kommt da dieser Tage Joseph, ein braver Junge von etwa 35 Jahren, zur Missionsstation und ersucht mich, sein uraltes Großmütterchen zu besuchen, das drunten am Umzimfalu am Sterben liege.

Wer ist dieser Joseph? Ein braver, durchaus ehrenwerter Bursche, wie schon angedeutet. Er kam von Mariannhill nach Emaus und soll nun in Bourdes an der daselbst neuerrichteten Präparandie zum Lehrer ausgebildet werden. Er ist noch unverheiratet und hat, wie man mir sagte, draußen in der weiten Welt schon vieles durchgemacht. Dabei ist er aber immer gut und brav geblieben und geht oft zu den hl. Sakramenten. Anfangs arbeitete er im Garten, seines Fleißes und seiner Talente wegen hat man ihn jedoch für nötig befunden, Lehrer und Katechet zu werden.

Jetzt war sein altes, schon über 90 Jahre altes Großmütterchen am Sterben, und da lag ihm alles daran, ihr zu einem guten, christlichen Tode zu verhelfen. In früheren Jahren war sie zwar schon von den Wesleyanern getauft worden, jetzt aber wollte sie sich uns, den Ama-Roma und der katholischen Kirche anschließen.

Es war schon um die Mittagsstunde, als Joseph mit seiner Meldung hier in Emaus ankam. Der Weg zur Hütte seiner Großmutter, tief unten am Umzimfalu, in der Nähe der Katalgrenze, ist ziemlich weit. Ich sagte dem Jungen, er möge vorausreiten und uns anmelden, fattelte sodann mein Pferd und machte mich in Begleitung des P. Marzellin (3. St. Diakon) auf den Weg.

Beim Kraale angekommen, hörten wir, ein kath. Krankenbesucher habe, da man zweifelte, ob wir rechtzeitig kommen würden, die alte Großmutter schon gerufen. Was nun? An dem wahren Totengeruch, den die Kranke bereits ausatmete, erkannten wir, daß ihr Ende unmittelbar bevorstehe. Vor allem mußten wir uns davon überzeugen, ob der erwähnte schwarze Katholik den Taufakt richtig vollzogen habe. Nach langem Warten kam der Mann und erstattete Bericht. Er hatte seine Sache ganz korrekt gemacht, sodaß ich also bloß noch die Taufzeremonien nachzuholen hatte. Das uralte Mütterchen selbst war noch imstande, auf alle Fragen hinreichende Antwort zu geben, sie schwor dem Protestantismus ab, beichtete, erhielt die Absolution, die letzte Delung und die hl. Firmung.*) Getroßt sah sie nun ihrer Auflösung entgegen. Am glücklichsten aber war ihr Enkel Joseph, auch erzählte er uns später, mit welcher Verwunderung die Protestanten Zeugen der schönen kirchlichen Zeremonien gewesen und wie sie den Umständen so gerührt hätten wegen der schönen Ermahnungen, die er seiner sterbenden Großmutter gegeben.

*) Anm. Seit kurzer Zeit haben unsere Missionare auch die Vollmacht, gewissen Kranken dieses Sakrament zu spenden.

Es war schon spät am Abend, als wir den Rückweg antraten. Wir wählten zwar die Fahrstraße, ob schon wir dabei einen bedeutenden Umweg zu machen hatten, kamen aber doch in nicht geringe Verlegenheit, denn es wurde bald so stockfinster, daß wir absolut nichts mehr von einem Wege erkennen konnten. Wir ließen einfach den Pferden die Zügel und ließen uns tragen, wohin sie eben gingen. Zu allem Unglück hatten die letzten Regengüsse starke Furchen in die Straße gerissen, sodaß wir mehrmals auf Abwege kamen. Wenn ich gar keine Spur mehr finden konnte, stieg ich ab, doch wäre mir dabei auf ein Haar ein großes Unglück passiert. Ich stieg nämlich eine Anhöhe hinauf und erst, als ich das Pferd nachziehen wollte, bemerkte ich, daß ich vor einem tiefen Abgrund stand. Heute noch danke ich meinem hl. Schutzengel, daß er mich vor dem Absturz bewahrte. Schließlich kamen wir mit Gotteshilfe doch wieder auf den rechten Weg; doch wie es schon eine Stunde nach Mitternacht, als wir endlich in hohem Grade erschöpft, wieder in Emaus anlangten.

Noch in derselben Nacht starb das alte Großmütterlein. Joseph brachte die Leiche am folgenden Tag nach Emaus, wo wir sie kirchlich bestatteten. Der gute Junge wurde nicht müde, uns zu danken, daß wir der Verbliebenen kurz vor ihrem Hinscheiden noch so viele und so große Gnaden vermittelt hatten.

5. Februar 1909. — Hagelschlag. — Vorigen Sonntag ging über Bourdes ein schweres Hagelwetter nieder. Mit Schrecken sahen wir hier in Emaus, das schwarze, drohende Gewölk heranziehen, doch fielen nur einzelne Hagelschlossen. Der wolkenbruchartige Regenschauer aber, der in der Dauer einer guten halben Stunde niederging, setzte für kurze Zeit die ganze Station unter Wasser; und von den nahen Bergen stürzten förmliche Stiepbäche nieder, die sich unten im Tale zu einem reißenden Fluße vereinigten und alles mitnahmen, was ihnen im Wege lag.

Als der Regen etwas nachließ, schickte Bruder Leo, unser damaliger Schaffner, einen schwarzen Arbeiter in die weiter entlegenen Felder, um nachzusehen, welchen Schaden wohl das Wetter angerichtet habe. Die Kunde, die er zurückbrachte, lautete verhältnismäßig günstig. Nur die am weitesten entfernten Acker seien vom Hagel getroffen worden; der Mais habe etwas gelitten, denn seine Blätter seien zerrissen, ebenso die großen Blätter der Kürbispflanzen. Die Kaffern sagten gewöhnlich, daß ein mäßiger Hagelschlag den Maispflanzen nicht schade, wenn er auch seine Blätter zerreiße, im Gegenteil, die Kolben würden dann nur um so größer. Doch das trifft nur in den seltensten Fällen zu; ist das Innere der aufspießenden Maispflanze verletzt, so stirbt sie entweder ab, oder bleibt wenigstens in ihrem Wachstum sehr zurück.

Immerhin mußten wir hier, in Emaus, Gott danken, daß wir noch mit dem bloßen Schrecken davongekommen; schlimmer dagegen sah es im benachbarten Bourdes aus. Alle Leute, die von dort herkamen, jammerten, daß der Hagel die ganze Ernte total vernichtet habe. Am folgenden Tage machte ich mich selbst auf den Weg, nachzusehen, was denn Wahres an der Sache sei.

In der Nähe von Emaus, im Christendorfe „Sion“ fand ich die Felder noch in schönster Ordnung; der üppig aufspießende Mais stand in seiner vollen Frische und durchaus unversehrt da; doch je weiter ich gegen Bourdes zurück, desto deutlicher traten die Spuren des Ha-